



Ein berühmter Film, der nicht zustande kam: Federico Fellini mit Marcello Mastroianni auf dem Set von „Il fantastico viaggio di G. Mastorna“

Foto Tazio Secchiari/David Secchiari

Manchmal auch Größenwahn

Einladung zu Ausflügen: Thomas von Steinaecker hat ein facettenreiches und kurzweiliges Buch über nicht zu Ende gebrachte Kunstwerke geschrieben.

Romane, Filme, Bilder, Kompositionen werden manchmal nicht zu Ende gebracht. Sie kommen vielleicht kaum über einen Plan oder eine Skizze hinaus, bleiben früh stecken. Oder werden weit vorangebracht, um dann irgendwann doch liegen zu bleiben. Aus inneren Gründen oder auch wegen äußerer Verhinderungen. Der Tod spielt unter den Letzteren naturgemäß eine prominente Rolle, aber die können zum Beispiel auch Studiobosse oder andere Geldgeber übernehmen und ungezählte andere Fährnisse dazwischenreten. Die inneren, im werdenden Werk oder schon seiner initialen Idee liegenden Gründe mögen interessanter sein. Weniger den Zufällen ausgesetzt. Aber man darf nicht davon ausgehen, dass sie sich immer sauber von den widrigen Umständen trennen lassen.

Das ist eine der beiläufig zu gewinnenden Einsichten bei der Lektüre des

Buchs, das Thomas von Steinaecker liegen gelassen oder wie es der Untertitel gleich etwas vollmundiger formuliert, gescheiterten Kunstwerken gewidmet hat. Obwohl es auf eine Art Systematik der Verhinderungsgründe, so reizvoll die Überlegungen zu ihr auch sind, bei ihm letztlich gar nicht vorrangig ankommt. Das Buch lebt von den Werken oder Werkprojekten, die es heranzieht. Literatur und Film, Pop und Klassik, Alte Meister und Avantgarden, Comic und Architektur sind vertreten, und für die Mischung der Register ist gesorgt.

Man stößt da etwa auf Michelangelo und Leonardo, trifft auf Musil und Hölderlin, die frühen Romantiker und Schubert, den Fluch der neunten Symphonie und Menzels aufgegebenen Bilder, auf Orson Welles und Stanley Kubrick, Ingeborg Bachmann und Thomas Bernhard, die Beach Boys und Ligeti, Fellini und Visconti, Doderer und Arno Schmidt, Kafka natürlich und Karl May, Cage und Puccini, Hitchcock und Verhoeven, Ernst Jünger und Bruce Lee – und das ist nur eine Auswahl der behandelten Künstler.

Ein ziemliches Kunterbunt also, wie es dem unausschöpfbaren Gegenstand entspräche, chronologisch geordnet wird es nicht, sondern grob unter vier Überschriften gebracht, die da heißen: Utopien, Tod, Größenwahn, Der Zufall möglicherweise. Sie bilden, vertieft man sich erst einmal in die versammelten „Fälle“, keine wirklich trennscharfe Typologie. Der Tod ist manchmal, aber durchaus nicht immer

der entscheidende jähe Riss; und wenn er

es ist, könnte man ihn eigentlich auch als Unterkapitel unter den Zufall reihen; die Utopie wiederum unterhält eine weiche Grenze zum Größenwahn.

Ein Einwand ist das nicht, zumal von Steinaecker auch explizit behandelt, was gerade die Kunstbetrachtung von der Romantik aufwärts dazu beigetragen hat, dem Tod seine Zufälligkeit auszutreiben und aus ihm Kapital für Künstlerprofile zu schlagen. Es zeigt vielmehr, dass das Eigenleben der weit streuenden „Fälle“ den Ausschlag gibt, die Geschichten, die der Autor von ihnen erzählt. Und diese kleinen Essays können sich durchweg sehen lassen. Sie sind bündig, genau gearbeitet, taktischer formuliert. Man muss gar nicht jedem Detail beitreten, aber jedenfalls den Hut ziehen vor solchen Konzis auf knappem Raum untergebrachten, dabei materialreichen und auch noch kurzweilig zu lesenden Darstellungen.

Man lernt also viel bei der Lektüre, erinnert sich an das eine, schlägt anderes zum ersten Mal nach. Oder eben: hört und sieht es sich an; soweit möglich, denn unter den interessantesten Fällen sind ja auch solche, bei denen es zu fast gar keinen Hinterlassenschaften kam. Es ist eine Qualität des Buchs, dass die Darstellung sich nicht vor ihre Gegenstände schiebt, sondern Lust auf viele Ausflüge macht. Je nach Leser werden sie anders aussehen. Der Rezensent zum Beispiel landete bei Einspielungen von Schuberts Siebenter und „God Only Knows“ der Beach Boys (wirklich ein „extrem komplexes Vokal-Arrangement?“) und Lucia-

no Berios Finale von „Turandot“, bei Filmschnipseln aus Hitchcocks „Kaleidoscope“ und von Orson Welles, beim Blättern in Hölderlin und Doderer oder beim Vorsatz, wieder einmal vor Elsheimers „Flucht nach Ägypten“ Aufstellung zu nehmen.

Eine recht beliebige Auswahl, natürlich. So wie auch die vom Autor getroffene von Vorlieben abhängt. Aber doch durchaus nicht nur, denn sie hat durchaus Kanonisches im Blick und ist reich genug, dass die Variationsbreite ganz verschiedener offener Enden zur Darstellung kommt, einschließlich der an den Rändern auftauchenden Frage, was es überhaupt mit der definitiven, endgültigen Fassung auf sich hat, die alle Gefahren oder auch Lockungen des offenen Endes bannt. Eine Frage, die manchmal banal ist, aber auch – von Steinaecker zeigt es etwa an der (fast) endlosen postumen Nachgeschichte berühmter Songs und Alben auf dem Feld des Pop – Überraschungen bereithält. Auf jeden Fall aber gilt: Das wirklich unüberbietbare Werk ist das nicht zustande gekommene. HELMUT MAYER



Thomas von Steinaecker: „Ende offen“. Das Buch der gescheiterten Kunstwerke. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2021. 604 S., Abb., geb., 35,- €.

Zwischen Nachahmung und Konkurrenzgehebe

Das japanische Kaiserreich als Vorreiter eines Faschismus mit globalen Ambitionen: Daniel Hedinger untersucht die Beziehungen zwischen Berlin, Rom und Tokio

Die faschistischen Imperien gehören zu den kurzlebigsten und zugleich brutalsten Formen ihrer Spezies. Mit ihrer extrem gewalttätigen Kriegsführung expandierten sie ebenso schnell, wie sie zugleich ihre Herrschaftsgrundlage in den neu eroberten Gebieten verspielten. Der Schweizer Historiker Daniel Hedinger hat mit seiner Studie zur Achse Berlin – Rom – Tokio nun die globale Verbundenheit dieser Imperien und ihre gescheiterten Versuche der Schaffung einer neuen Weltordnung untersucht.

Die Studie reiht sich in das globalgeschichtliche Interesse am „imperialen Nexus“ ein. Hedinger macht dabei drei zentrale „Momente“ in den fünf Jahren zwischen Anfang 1936 und der Jahreswende 1941/42 aus, in denen sich eine Verbindung zwischen dem NS-Regime, dem faschistischen Italien und dem japanischen Imperium kurzfristig herausgebildet hatte.

Den Beginn markieren der Herbst und Winter 1932, als die japanische Kwantung-Armee die Mandchurie besetzte und in der japanischen Heimat zugleich ein regelrechter Faschismusboom einsetzte – vom Korporatismus bis zum Agrarfaschismus diskutierten rechte Kreise zahlreiche Elemente der italienischen Diktatur. Letztlich entwickelte sich mit der Shōwa-Restauration aber eine ei-

genständige Variante, die auf die revolutionäre Wiedergeburt der Nation mit dem Rückgriff auf ein „göttliches“ Kaisertum setzte. Zeitgleich mit diesen ideologischen Entwicklungen verübten junge Kadetten der kaiserlichen Armee und Marine zahlreiche Anschläge auf wichtige Politiker und Wirtschaftsführer Japans. Die kurze demokratische Nachkriegsphase Japans wurde deshalb Mitte 1932 vom Kaiser beendet.

Während die NS-Bewegung die japanischen Vorgänge nur wenig beachtete, verfolgte die italienische Seite die Entwicklung aufmerksam. In Hedingers globalem Blickwinkel war es ausgerechnet das Kaiserreich, welches „bereits über all das verfügte, wovon die europäischen Faschisten erst träumten“. Eine gewagte Aussage über die Pionierrolle Japans, denn schließlich gab es in Italien bereits seit rund zehn Jahren diesen neuen Typus einer Diktatur, der zudem die NS-Bewegung deutlich stärker formte, als das Japan jemals vermochte.

Aus der Sicht Hedingers gab es 1932 jedenfalls drei „lokale Faschismen“, die sich, so seine zentrale These, in „wechselseitiger Interpretation“ ausprägten. Nachdem sich die drei unterschiedlichen Gravitationszentren herausgebildet hatten, wurde in den Jahren zwischen 1935 und 1937 mit den Kriegen gegen Abessi-

nien, Spanien und China eine zunehmend radikalisierte Kriegsführung eingeleitet, in der sich die drei Nationen, die sich als koloniale Habenichtse verstanden, zu Imperien entwickelten. Mit ihren „faschistisch-völkischen Vernichtungskriegen“ bereiteten sie den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs vor.

Daniel Hedinger: „Die Achse“. Berlin – Rom – Tokio 1919 – 1946. C. H. Beck Verlag, München 2021. 543 S., geb., 29,95 €.



Die Achsenmächte inszenierten daneben mit zahlreichen Kulturabkommen ihre wechselseitige Kooperationsbereitschaft, die sich zunächst im Antikommuntempakt manifestierte. Die Austritte aus dem Völkerbund und die Entscheidungen, das britische Empire zum gemeinsamen Feind zu erklären, folgten dieser Politik, die sich für den globalen Krieg rüstete. Antikommunismus und Kolonialismus verschmolzen dabei nicht nur im Spanischen Bürgerkrieg, sondern auch im japanischen Krieg gegen China. Was genau diese „faschistischen Kriege“ aber aus-

zeichnete, wird letztlich bei Hedinger nur angedeutet. So finden sich zahlreiche Hinweise, etwa zur extrem hohen Todesrate unter der attackierten Zivilbevölkerung, zur umfassenden Mobilisierung der Gesellschaft und zur strikten Ausrichtung der Wirtschaft auf den Krieg. Auch die Ideologisierung der Kriegsführung, die miserable Behandlung der Kriegsgefangenen und die äußerste Brutalität im Partisanenkrieg werden erwähnt. Mit dem Einsatz chemischer und biologischer Waffen in China, den Menschenversuchen und dem nationalsozialistischen und japanischen Hungerkrieg in Osteuropa beziehungsweise China werden weitere Elemente benannt. Letztlich wäre es jedoch lohnend gewesen, genauer und archivgestützt zu erforschen, wie faschistische Siedlungspolitik, brutale Kriegsführung und Genozidplanungen interagierten.

Zum Morden gesellte sich der Kitsch. Die Ästhetisierung der Politik, so führt das Buch vor Augen, begleitete die faschistische Kriegsführung auf Schritt und Tritt: Mit den Inszenierungen von unverbrüchlichen Männerfreundschaften, einer gläubig ergebenden Jugend und dem militärisch geprägten Rassismus verfestigte sich die kulturelle Ordnung der Achse. In den zahlreichen Delegationsreisen von Partei-, Wirtschafts- und Staatsverbänden kann man erkennen,

Von Shtetl-Romantik zur Staatsgründung

Übersetzung wird als überflüssig angesehen: Eine Anthologie der modernen jiddischen Erzählkunst

Als Mitte März 2020 Schulen und Universitäten in Amerika schlossen und aller Unterricht ins Internet verlegt wurden, war nicht abzusehen, dass die neue Normalität des Lernens online die weltweit verstreuten Sprecher und Liebhaber des Jiddischen plötzlich zu einer Gemeinschaft zusammenschmiedeten und mit neuem Leben durchpulsen würde. Das geschah, weil der Workers Circle (jiddisch: „Arbeter ring“) in New York die Gelegenheit beim Schopf ergriff. Der sozialistisch orientierte Arbeiterring wurde 1900 als Hilfsorganisation für jüdische Einwanderer gegründet, die in sweatshops gelandet waren, und kämpfte für bessere Arbeitsbedingungen.

Ideologisch war der „Arbeter ring“, wie die jüdische Arbeiterbewegung insgesamt, auf die jiddische Sprache eingeschoren, denn sie repräsentierte um 1900 die Möglichkeit einer antizionistischen und antiassimilatorischen kulturellen Autonomie. Davon sind in der gegenwärtigen Inkarnation des Workers Circles der Einsatz für soziale Gerechtigkeit und das Überleben der jiddischen Sprache übrig geblieben. Da der Workers Circle heute ein Sammel- punkt von ideologisch immens motivierten sehr jungen Leuten ist, reagierte die Organisation sofort auf die neue Situation während der Pandemie und entwickelte ein reichhaltiges Online-Unterrichtsprogramm.

Legendäre Kenner der jiddischen Sprache und Literatur wurden als Lehrer verpflichtet, unter ihnen der 1947 in Buenos Aires geborene Lexikograph Yitzkhok Niborski (heute in Paris), der 1958 in Moskau geborene Linguist Dov Ber Kerler (heute in Bloomington, Indiana), der 1952 in der Ukraine geborene Gennady Estraihk, ein Spezialist für sowjetisch-jiddische Literatur (heute in New York), der 1945 in der Bronx geborene Interpret der jiddisch-amerikanischen Literatur Eugene Orenstein (heute Toronto) sowie der 1956 in Brooklyn geborene David Katz, ein Experte für jiddische Dialektologie und litauisch-jiddische Literatur (heute in Wales). Seit April 2020 schreiben sich pro Quartal gut vierhundert Studenten aus Amerika, Europa, Russland und Israel in die mehr als dreißig Kurse ein, die mehrheitlich in jiddischer Sprache abgehalten werden. Das kumulative Resultat dieser seit achtzehn Monaten stetig erstarkenden Initiative ist, dass für viele Teilnehmer in dieser Zeit Jiddisch wieder zu einer aktiv genutzten Sprache wurde und das Bewusstsein entstand, dass es neben den chassidischen Enklaven noch immer eine säkulare jiddische Sprachgemeinschaft gibt.

In diesem Kontext ergibt das Unternehmen der in Deutschland lehrenden Jiddisten Efrat Gal-Ed (Düsseldorf) und Simon Neuberg (Trier) und der Doktorandin Daria Vakhrushova Sinn, eine Anthologie moderner jiddischer Erzählungen ohne begleitende Übersetzung ins Deutsche oder Englische herauszugeben. Diese Anthologie mit dem Titel „Iber der grenets“ (Über die Grenze) ist der vierte Band einer verdienstvollen, elegant gestalteten Reihe namens „Jiddistik Edition & Forschung“ des Verlags Düsseldorf University Press, der 2020 von De Gruyter übernommen wurde.

„Iber der grenets“ versammelt 33 Autoren, die zwischen 1859 und 1921 in Osteuropa geboren wurden. Nur vier von ihnen starben in dem Land, in dem sie geboren wurden, zwei wurden im Holocaust ermordet, drei (David Ber-

gelson, Der Nister und Moyshe Kulbak) kamen in Stalins Regime zu Tode. Die Bandbreite der mehr als sechzig Erzählungen reicht von den sentimentalsten Shtetl-Welt-Darstellungen Scholem Aschs bis zur exakten Beschreibung der steinharten jüdischen Lebenswirklichkeit in Warschau 1939 und Israel 1949/50 in den Reportagen von Rachel Auerbach. Die meisten Autoren sind längst anerkannte Größen in der jiddischen Literaturgeschichte. Neben den schon genannten Autoren bietet die Anthologie Werke von Avrom Reyzen, H. D. Nombreg, I. M. Weissenberg, Itzik Manger, Israel Joshua Singer, seinem Bruder Isaac Bashevis Singer, ihrer Schwester Esther Kreitman, Rokhl Korn, Kadya Molodowsky, Anna Margolin, Josef Opatoshu, Lamed Shapiro, Ephraim Kaganovsky. Natürlich fehlen auch die literarischen Riesen J. L. Peretz und Sholem Aleichem nicht.

Efrat Gal-Ed, Simon Neuberg, Daria Vakhrushova (Hg.): „Iber der grenets“ / Über die Grenze / Crossing the Border. Anthologie moderner jiddischer Kurzgeschichten / An Anthology of Modern Yiddish Short Stories.

Düsseldorf University Press, Düsseldorf 2021. 552 S., geb., 39,95 €.

Eingestreut in diesen Reigen kanonischer Namen sind bislang weniger beachtete Autoren: Leib Rochman, Jechiel Hofer, Susman Segalowitsch. Es fehlen Autoren, die man für essenziell halten könnte: Scholem J. Abramowitsch (genannt Mendele), Avrom Sutzkever, die Satiriker Moyshe Nadir und Joseph Tunkel (genannt Der Tunkeler). Nicht alle Autoren sind mit ihren bedeutendsten Werken vertreten. Von Lamed Shapiro vermisst man die grauenhaften Pogromdarstellungen „Das Kreuz“ und „Weiße Challah“. Von Sholem Aleichem hätte man gern Tiefschürfendes als die beiden zu bemüht humoristischen Erzählungen über Heuchelei und einen kleinen witzigen Betrug gelesen. Trotz dieser leichten Einschränkungen stellt die Anthologie eine außerordentliche Leistung der drei Herausgeber dar und wird auf Jahre hinaus die moderne jiddische Erzählkunst repräsentieren.

Das entscheidende Manko des Werks liegt in der alphabetischen Anordnung der Autoren, beginnend mit Auerbach, endend mit Sholem Aleichem, als gäbe es keine von der geschichtlichen Entwicklung bestimmte Abfolge. Da hätte man sich eine ordnende Hand gewünscht, die aus dem gleichgültigen Nebeneinander der stilistisch und biographisch so unheimlich unterschiedlichen Autoren eine literaturgeschichtliche Reihe mit Haupt- und Nebenzweigen schaffte. Ein paar Sätze zur Einführung jeder Erzählung in englischer oder deutscher Sprache hätten die Anthologie einladender gemacht und den Leser schrittweise von den alten Meistern Peretz und Sholem Aleichem zur jüngsten Erzählerin Malasha Mali (geboren 1921 in Łódź) geführt. So muss der Leser mithilfe der kurzen alphabetisch präsentierten Biographien in deutscher Sprache sich selbst einen Weg durch die berückende Welt der jiddischen Literatur bahnen. Doch mithilfe des international zugänglichen Lehrangebots ist das heute leichter als je zuvor. SUSANNE KLINGENSTEIN